

Gewalt vom Schweigen her gedacht

Hoebel, Thomas

Veröffentlichungsversion / Published Version

Sammelwerksbeitrag / collection article

Empfohlene Zitierung / Suggested Citation:

Hoebel, T. (2022). Gewalt vom Schweigen her gedacht. In S. Fischer, G. Hankel, & W. Knöbl (Hrsg.), *Die Gegenwart der Gewalt und Macht der Aufklärung: Festschrift für Jan Philipp Reemtsma* (S. 123-139). Springer: zu Klampen Verlag. <https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:0168-ssoar-91569-9>

Nutzungsbedingungen:

Dieser Text wird unter einer Deposit-Lizenz (Keine Weiterverbreitung - keine Bearbeitung) zur Verfügung gestellt. Gewährt wird ein nicht exklusives, nicht übertragbares, persönliches und beschränktes Recht auf Nutzung dieses Dokuments. Dieses Dokument ist ausschließlich für den persönlichen, nicht-kommerziellen Gebrauch bestimmt. Auf sämtlichen Kopien dieses Dokuments müssen alle Urheberrechtshinweise und sonstigen Hinweise auf gesetzlichen Schutz beibehalten werden. Sie dürfen dieses Dokument nicht in irgendeiner Weise abändern, noch dürfen Sie dieses Dokument für öffentliche oder kommerzielle Zwecke vervielfältigen, öffentlich ausstellen, aufführen, vertreiben oder anderweitig nutzen.

Mit der Verwendung dieses Dokuments erkennen Sie die Nutzungsbedingungen an.

Terms of use:

This document is made available under Deposit Licence (No Redistribution - no modifications). We grant a non-exclusive, non-transferable, individual and limited right to using this document. This document is solely intended for your personal, non-commercial use. All of the copies of this documents must retain all copyright information and other information regarding legal protection. You are not allowed to alter this document in any way, to copy it for public or commercial purposes, to exhibit the document in public, to perform, distribute or otherwise use the document in public.

By using this particular document, you accept the above-stated conditions of use.

Thomas Hoebel
Gewalt vom Schweigen her gedacht

Herr Reemtsma. Soeben habe ich Ihre Adresse und Ihren Namen von der neuen Eröffnung Ausstellung der Kriegsverbrechen der Wehrmacht in Saarbrücken. Ich erlaube mir, Ihnen zu schreiben und Sie wissen zu lassen, wie es im Elsaß am Ende des Krieges zugegangen ist. Nach der Räumung von Strasbourg haben sich die Wehrmacht, auch SS in meinem Ort 50 km von Strasbourg festgesetzt. Dann ging's los, Deutsche gegen Amerikaner.¹

Die erste Ausstellung zu den Verbrechen der Wehrmacht entfaltete ihre Wirkung insbesondere durch die gezeigten Photographien, sowohl in der direkten Betrachtung als auch in der öffentlichen Rezeption. Die Reproduktionen eröffneten den Besucherinnen einen *vermeintlich* unverstellten, geradezu objektivierten Blick auf Situationen, in denen Wehrmachtssoldaten Menschen drangsalierten, töteten und zur Schau stellten. Viele Betrachter begannen, ihre Erinnerungen an Selbsterlebtes, Gehörtes oder Gelesenes in den Photographien zu spiegeln und ihr eigenes, nicht selten familiär bestimmtes Verhältnis zu den verbrecherischen Vorgängen zu entdecken, zu reflektieren, neuzugestalten oder auch zu konsolidieren.

Die präsentierten Bilder ließen die insgesamt 92 Texttafeln im wahren Sinne des Wortes in den Hintergrund rücken.² So hatte die gleichsam dokumentarische und affektive »Wucht der Bilder«³ maßgeblichen Anteil daran, dass die zeitgeschichtliche Ausstellung noch während ihrer

1 Brief von Georges D. an Jan Philipp Reemtsma vom 11. April 1999, in: Archiv des Hamburger Instituts für Sozialforschung (HIS-Archiv), Signatur NS-R 14,1,23,3 (Reaktionen sonstige Zuschriften alphabetisch A–D vom 22.2.1997 bis 29.6.1999). Manch Orthographisches und Grammatisches habe ich stillschweigend korrigiert, insgesamt aber den Stil des Briefes möglichst unangetastet gelassen. Sämtliche Briefzitate in diesem Beitrag stammen aus dem genannten Schreiben.

2 Deborah Hartmann/Matthias Haß/Eike Stegen, »Zeitgeschichte ausstellen«, in: *Mittelweg* 36 30 (2021) 5/6, S. 62.

3 Christoph Köster, »Die Wucht der Bilder«, in: *Die Tageszeitung (taz)* vom 17.12.1996, S. 21; Gerhard Spörl/Fritjof Meyer/Klaus Wiegrefe, »Die Wucht der Bilder«, in: *Der Spiegel* vom 18.7.1999.

Laufzeit selbst Zeitgeschichte wurde – verbunden mit einer nicht nur fachlich, sondern insbesondere öffentlich geführten Debatte darüber, welche Aufklärungs- und Interventionsansprüche Zeitgeschichte als Disziplin an sich selbst und andere stellen darf.⁴

Bekanntlich war die zweite, grundlegend überarbeitete Wehrmachtsausstellung deutlich textlastiger – nicht zuletzt aufgrund von Empfehlungen der Kommission, die sich mit der fachlichen Prüfung der ersten Ausstellung befasste und in ihrem Schlussbericht monierte, dass die Art der Präsentation allzu pauschale und suggestive Aussagen nahegelegt habe.⁵ Es ist daher sicherlich nicht falsch, nur ein wenig überzeichnet zu behaupten, dass die Neubearbeitung der Schau weniger eine Ausstellung der Bilder als vielmehr der Rahmungen dieser Bilder war:

Nachdem zunächst eher sparsam und zurückhaltend eingesetzte Textelemente dazu dienten, eine möglichst starke Beweiskraft des Photographischen, eine Art Eigen-Evidenz zu erzeugen, war die Bild-Text-Ratio der zweiten Ausstellung eine umgekehrte. Die Photographien verschwanden zwar nicht. Der Ausstellungsbesuch war nun aber vor allem eine Lesearbeit. Die zugänglich gemachten Photos sollten nur verstanden werden können, wenn man sich möglichst intensiv mit ihrer umfangreichen textlichen Einbettung befasste. Ihre Präsentation folgte nun der berühmten Maßgabe des Philosophen Max Black, nur durch das Wissen über ein Bild könnten wir erkennen, was es zeige.⁶ Und da es sich um ein Wissen handelt, das an den Moment des Betrachtens gebunden ist, hängt das, was die Bilder zeigen, von ihrer Rahmung ab, die sie verortet und an der entlang die Betrachterinnen auf sie treffen. »Um zu wissen, muß man sich ein Bild machen.«⁷ Und um sich ein Bild zu ma-

4 Jan Philipp Reemtsma, »Vorwort«, in: Christian Hartmann / Johannes Hürter / Ulrike Jureit (Hg.), *Verbrechen der Wehrmacht. Bilanz einer Debatte*, München 2005, S. 16–20.

5 »Kommissionsbericht«, in: Hamburger Institut für Sozialforschung (Hg.), *Verbrechen der Wehrmacht. Dimensionen des Vernichtungskrieges 1941–1944. Ausstellungskatalog*, Hamburg 2002, S. 727.

6 Helmut Lethen, »Der Text der Historiografie und der Wunsch nach einer physikalischen Spur. Das Problem der Fotografie in den beiden Wehrmachtsausstellungen«, in: *Zeitgeschichte* 29 (2002) 2, S. 78.

7 Georges Didi-Huberman, *Bilder trotz allem*, München 2007, S. 15.

chen, muss man wissen. So zumindest die Prämisse der zweiten Ausstellungsgestaltung.

Die Wehrmacht waren nicht nur Kriegsverbrecher, sie waren Stehler und Plünderer. Denn meine Mutter flüchtete in den Keller, diese warfen eine Handgranate in den Keller, meine Mutter versteckte sich hinter Weinfässern, um sich zu schützen, aber mein Vater wurde verletzt am Bein, konnte kaum noch laufen.

Indem die überarbeitete Schau zu den Verbrechen der Wehrmacht stärker eine Ausstellung der Bild-Rahmungen war, trat zugleich noch deutlicher hervor, dass es sich primär um eine Ausstellung über Täter, Taten und Tatkontexte handelte. Diesen Charakter hatte zwar bereits die erste Fassung. Der gewählte Titel war hier unmissverständlich, ebenso unterstrich »die Täter-Perspektive der Fotografien«, wie jemand am 25. März 1998 in Salzburg ins Ausstellungsgästebuch schrieb,⁸ diesen thematischen Zuschnitt. Gleichzeitig war die erste Schau von ihrer Anlage her insgesamt deutungsoffener und ambivalenter. Durch den sparsameren Umgang mit textlichen Einbettungen der Photographien und die von den Planern angestrebte Funktion der Aufnahmen, die beschriebenen Tatkomplexe nicht nur zu illustrieren, sondern für sich genommen Aussagekraft zu entfalten, erhielten die Besucher einerseits mehr Raum, eigene Relevanzen in und zwischen die Bilder und Texte zu legen. Dazu zählte insbesondere, sich nicht nur oder vorrangig für die Täter zu interessieren, sondern auch für die Menschen, die von Wehrmachtssoldaten bedrängt, erniedrigt, gemartert und getötet wurden. Die Opfer blieben zwar namentlich anonym, doch konnte jede, die das wollte, ihre Gesichter, ihre Körperhaltung, ihr Geschundensein erblicken und zumindest in einer ersten, wenngleich unzureichenden Annäherung entdecken, wie die Betroffenen die verbrecherische Praxis der Wehrmacht erfuhren. Andererseits war damit auch der gegebene Raum größer, das präsentierte Narrativ für allzu pauschal und suggestiv zu halten – eng verbunden mit

⁸ Petra Bopp, »Wo sind die Augenzeugen, wo ihre Fotos?«, in: Hamburger Institut für Sozialforschung (Hg.), *Eine Ausstellung und ihre Folgen. Zur Rezeption der Ausstellung »Vernichtungskrieg. Verbrechen der Wehrmacht 1941 bis 1944«*, Hamburg 1999, S. 198–229, hier S. 217.

der Gefahr, die gezeigten Menschen durch die bildliche Reproduktion der von ihnen erfahrenen Gewalt erneut zu entwürdigen, weil sie für das Narrativ nötig sind, die Bilder aber nicht viel mehr als das Gezeigte über sie erzählen.⁹ Ohnmächtig waren sie im Moment der Photographie gegenüber ihren Peinigern und der Kamera, im Rahmen der Ausstellung waren sie es erneut.

Die geänderte Rahmung der Bilder in der zweiten, überarbeiteten Fassung vernichtete diese Ambivalenz freilich nicht. Doch die Präsentation war nun insgesamt gerichteter, mehr darauf aus, ihre Lesart zu lenken. Die zu leistende Deutungsarbeit war nun expliziter von den ›Machern‹ übernommen worden, sie lag jetzt vom Konzept her weniger bei den ›Nutzern‹, um eine Unterscheidung von Howard S. Becker zu nutzen.¹⁰ Die Besucherinnen hatten nun zwar mehr Leseaufwand, ihnen wurde aber auch eine unmissverständlichere Perspektivübernahme angeboten, nämlich die, vornehmlich die Beteiligung von Wehrmachtssoldaten an den Gräueln und ihre »Handlungsspielräume«¹¹ nachzuvollziehen, sich (nicht) zu beteiligen. »Das Bild von der Wehrmacht fiel in der zweiten Ausstellung noch düsterer aus, als es ohnehin schon war«, stellte Ulrike Jureit jüngst treffend fest¹² – und das lag unzweifelhaft an der unmissverständlicheren Dokumentation von Täterschaft.

Es war Januar 45, also war das die letzte große Schlacht der Wehrmacht. So mußte meine Mutter Hab und Gut im Keller zurücklassen, das heißt einen kleinen Koffer mit Gold und andere teure Wertsachen. Sie war nur froh, das nackte Leben zu retten.

9 Siehe zu diesem »Dilemma der Bilder« insbesondere Hartmann / Haß / Stegen, »Zeitgeschichte ausstellen«, S. 61–65.

10 Howard S. Becker, *Erzählen über Gesellschaft*, Wiesbaden 2019, S. 35–37.

11 Jan Philipp Reemtsma, »Über den Begriff ›Handlungsspielräume‹«, in: *Mittelweg* 36 11 (2002) 6, S. 5–23; Ulrike Jureit, »Motive – Mentalitäten – Handlungsspielräume. Theoretische Anmerkungen zu Handlungsoptionen von Soldaten«, in: Hartmann / Hürter / Jureit (Hg.), *Verbrechen der Wehrmacht*, S. 163–170.

12 »Das Bild fiel noch düsterer aus. Ein Gespräch mit Ulrike Jureit«, in: *Mittelweg* 36 30 (2021) 5/6, S. 25.

Skepsis ist angebracht, ob und in welchem Maße die Besucher die grundsätzliche Möglichkeit nutzten, sich mit den Menschen zu befassen, die Opfer der Wehrmachtssoldaten wurden. Almut Leh hat anhand von drei Interviews mit Zeitzeugen, die sie im Zuge der ersten Ausstellung führte, beschrieben, dass ihre Betrachtung der Schau, ihr Reflektieren und ihr Beurteilen vor allem den ›Kameraden‹ galt, kaum den Opfern. Alle drei waren selbst eingezogen. Keiner habe die Ausstellung im Maßstab der Würde der Opfer bewertet, sondern in jenem der Ehre und des Andenkens gefallener deutscher Soldaten. Sie erkannten zwar verbrecherische Tatkomplexe unter Beteiligung von Wehrmachtsangehörigen an, behandelten sie in den Gesprächen jedoch wie »ein schwarzes, namenloses Loch«, wie Leh schrieb.¹³

Wie verbreitet dieser Umgang mit den Verbrechen zu diesem Zeitpunkt war, muss gleichwohl dahingestellt bleiben. Die bei beiden Ausstellungen ausgelegten Gästebücher dokumentieren in jedem Fall, dass sich viele aufgrund der Ausstellung intensiv mit den Taten deutscher Soldaten auseinandersetzten – und so einige auch ein Wort für die Opfer übrig hatten, mochte es noch so formelhaft sein. Meistens lag das Augenmerk jedoch auf den Tätern, nicht selten mit einem Bezug zur eigenen Familiengeschichte, insbesondere wenn Väter und Großväter Soldaten gewesen waren. Besucher berichteten dann mehr oder weniger erleichtert, keine Familienangehörigen auf den Photographien entdeckt zu haben – Angehörige, von denen sie zwar wussten, dass sie im Krieg gekämpft hatten, die aber über diese Zeit oftmals nicht geredet oder nur selektiv erzählt haben.¹⁴

Bekanntlich hätten viele lieber weiter über die Taten geschwiegen, wie Teile der öffentlichen Resonanz auf beide Ausstellungen zeigten und wie es sich ebenso in Hunderten Zuschriften per Brief und E-Mail entdecken lässt, die die Ausstellungsmacherinnen über die Jahre erhielten. Sei es bei den Kundgebungen an den Ausstellungsorten, zu denen sich Veteranen, Neonazis und all diejenigen versammelten, die meinten, gegen

13 Almut Leh, »Die andere Hälfte der Wahrheit – Was Zeitzeugen in der Ausstellung vermissen«, in: Hamburger Institut für Sozialforschung (Hg.), *Besucher einer Ausstellung. Die Ausstellung »Vernichtungskrieg, Verbrechen der Wehrmacht 1941 bis 1944« in Interview und Gespräch*, Hamburg 1998, S. 48–74, hier S. 73f.

14 Bopp, »Wo sind die Augenzeugen«, S. 201–204.

die Schau protestieren zu müssen, sei es bei der berühmten Debatte des Bundestages am 13. März 1997, insbesondere in Person von Alfred Dregger, sei es in Leserbriefen, Pamphleten oder eben jenen Zuschriften, bei denen sich nicht wenige im Ton vergriffen¹⁵ – all diejenigen, denen daran gelegen war, die Verstrickung von Wehrmachtssoldaten in verbrecherische Tatkomplexe auf sich beruhen zu lassen, von der Hand zu weisen oder zu leugnen, mussten sich nun äußern (bzw. meinten, sich äußern zu müssen), um zu einem liebgewonnenen Schweigen über die Verbrechen der Wehrmacht zurückzukehren. Sie skandierten, ermahnten oder diffamierten – und erlebten schließlich doch nur die Erosion der in der bundesrepublikanischen Öffentlichkeit wohltradierten Grenzziehung zwischen Krieg und Verbrechen, »sauberer Wehrmacht« und SS-Scheren. Vor allem in der zeitgeschichtlichen Fachöffentlichkeit war diese Grenzziehung längst für überholt erklärt worden. Das bedeutete selbstverständlich nicht, dass nicht weiter heroische Vorstellungen der deutschen Wehrmacht gepflegt wurden. Auf eine breite soziale Basis und weitreichende öffentliche Unterstützung konnte man damit jedoch nicht mehr hoffen. Dass die Kundgebungen gegen die zweite Ausstellung meistens nur noch von neonazistischen Kreisen getragen wurden, war ein sichtbares Zeichen für den gewandelten Diskurs. Wie viel im Privaten weiter geschwiegen oder geschwelgt wurde, darüber können wir allerdings nur mutmaßen.

Jetzt hat Deutschland verlangt von Russland, Schatzgüter zurückzugeben. Herr Reemtsma, wo wende ich mich hin, das verlorene Gut mir zurückgibt oder entschädigt, vielleicht an das Obergericht von Karlsruhe??

Die beiden Ausstellungen zu den Verbrechen der Wehrmacht sind somit, neben vielen anderen damit verknüpften Errungenschaften,¹⁶ ein

¹⁵ So lässt sich an dem Konvolut von Zuschriften gut studieren, dass *hate speech* kein neues, an sogenannte soziale Medien geknüpftes Phänomen ist; siehe HIS-Archiv, Signatur NS-R 14,1 sowie diverse, noch nicht archivarisches erfasste Ordner.

¹⁶ Neben geschichtspolitischer Aufklärung ist hier maßgeblich die »methodologische Katalysation« einer photobezogenen Zeitgeschichtsforschung zu nennen; Markus Wurzer, »Fotografie«, in: Marcus Gräser / Dirk Rupnow (Hg.), *Österreichische Zeitgeschichte – Zeitgeschichte in Österreich. Eine Standortbestimmung in Zeiten des Umbruchs*, Wien 2021, S. 448–466, hier S. 453; siehe dazu Bogdan

vielen ablehnenden Beiträgen rechnen zu müssen. Und dabei handelte es sich um eine Performanz in den vielen Bedeutungen, die Sprachphilosophinnen und Linguisten, Theaterwissenschaftler, Anthropologinnen und Medienwissenschaftlerinnen mit dem Konzept verknüpfen:²⁰ das »ernsthafte Ausführen von Sprechakten«, unter anderem in Form der Ausstellungstexte, das »inszenierende Aufführen ritueller Handlungen«, unter anderem in Form von Fest- und Gedenkakten, das »materiale Verkörpern von Botschaften« insbesondere mithilfe von Photo-Reproduktionen und die »Konstitution von Imaginationen«, weil die Gedanken und Gespräche der Ausstellungsbesucherinnen über das Gezeigte hinausgingen.

Gleichzeitig ist die Performanz der Ausstellung selbst eine eigentümliche Zeige-Rede-Schweige-Konstellation, worauf gerade die skizzierte Tat- und Täterzentrierung aufmerksam macht. Sie zeigte die Bedrängten, Gemarterten, Ermordeten, ließ sie aber schweigen. Das Wort hatten die Täter bzw. Beobachter an der Seite der Täter, etwa in Form von amtlichen Anordnungen, Tagesmeldungen, Feldpostbriefen, Aussagen vor Gericht oder – als ein Sprechen im erweiterten Sinn – durch die Bilder von Propaganda- oder Amateurphotographen in Uniform. Das sah auch die Kommission, die die erste Ausstellung prüfte, weshalb sie es für »wünschenswert« erachtete, »dass bei einer Neufassung der Ausstellung die vorherrschende Täterperspektive zumindest beispielhaft durch die Perspektive der Opfer ergänzt wird, so dass die Verbrechen auch aus der Sicht und Erfahrungswelt derjenigen, gegen die sie verübt wurden, sichtbar werden.«²¹ Allerdings folgten die Macherinnen der überarbeiteten Ausstellung dieser Empfehlung nicht.

Wie jede Schau sind auch die beiden Wehrmachtsausstellungen in performativer Hinsicht selektiv, »zeigen heißt verschweigen«, lautet Reinhart Kosellecks prägnante Formel, der sich auch eine der Ausstellungsmacherinnen im Zuge methodologischer Diskussionen rund um die Ausstellungen bediente.²² Diese Selektivität von Perspektiven, Rele-

20 Uwe Wirth, »Der Performanzbegriff im Spannungsfeld von Illokution, Iteration und Indexikalität«, in: ders. (Hg.), *Performanz. Zwischen Sprachphilosophie und Kulturwissenschaft*, Frankfurt 2002, S. 9–60, hier S. 9.

21 »Kommisisionsbericht«, S. 727.

22 Jureit, »Zeigen heißt verschweigen«.

vanzen und Aufmerksamkeiten charakterisiert gleichwohl nicht nur die schiere Machart der Schauen. Der mehr oder weniger explizit gesetzte Rahmen, mithilfe von Dokumenten der Täter auf ihre Taten zu schauen, erwies sich auch als das prägende »Organisationsprinzip«²³ der fachlichen wie der alltäglichen Begleit- und Anschlusskommunikation in diesen Jahren.²⁴

Die wenigen Ausnahmen, die sich wissenschaftlich mit Wehrmachtsverbrechen aus Betroffenenperspektiven befassten,²⁵ belegen eindrücklich, dass der täterorientierte Betrachtungs- und Interpretationsrahmen für gewöhnlich unangetastet blieb. Bemerkenswert sind zudem die bereits angesprochenen Zuschriften an die Macherinnen beider Wehrmachtsausstellungen, die von Oktober 1995 bis in die späten 2000er Jahre eingingen. Im Archiv des Hamburger Instituts für Sozialforschung finden sich insgesamt fast 900. Überwiegend befassen sie sich mit Täterschaften: betonend, einräumend, beschreibend, aber auch abwiegelnd, relativierend, die These der Ausstellung ablehnend. Etwas suchen muss man dagegen nach Zuschriften, in denen die jeweiligen Verfasser mehr oder weniger explizit auf Menschen eingehen, die Gewalt von Wehrmachtangehörigen erlitten – mal auf einzelne Personen, mal auf größere Grup-

23 Erving Goffman, *Rahmen-Analyse. Ein Versuch über die Organisation von Alltagserfahrungen*, Frankfurt a. M. 1977, S. 19.

24 Und nimmt man den Überblicksband von Michael Epkenhans/ John Zimmermann, *Die Wehrmacht – Krieg und Verbrechen* [= Reclam Kriege der Moderne], Ditzingen 2019, zur Hand, dann kann man den Eindruck haben: bis heute. Das stimmt natürlich nicht, wenn man z. B. wie Margot Blank/ Babette Quinkert (Hg.), *Dimensionen eines Verbrechens. Sowjetische Kriegsgefangene im Zweiten Weltkrieg. Katalog zur Ausstellung*, Berlin 2021, Verbrechen der Wehrmacht maßgeblich aus der Perspektive der Betroffenen schildert. Siehe dazu auch Katrin Stoll, »Von Szymon Datner lernen. Zur Dokumentation der Verbrechen der Wehrmacht aus jüdischer Sicht«, in: *Mittelweg* 36 30 (2021) 5/6, S. 126–156.

25 So zumindest ansatzweise Norbert Kunz, »Das Beispiel Charkow. Eine Stadtbevölkerung als Opfer der deutschen Hungerstrategie 1942/43«, in: Hartmann/ Hürter/ Jureit (Hg.), *Verbrechen der Wehrmacht*, S. 136–144; Bernhard Chiari, »Zwischen Hoffnung und Hunger. Die sowjetische Zivilbevölkerung unter deutscher Besatzung«, in: ebenda, S. 145–154. Selbstverständlich gab es auch seinerzeit kritische Stimmen, die eine Täterzentrierung monierten; siehe Andreas Speit, »Aus der Sicht der Täter«, in: *taz* vom 16.2.2004, S. 23.

pen, mal mithilfe der nicht weiter spezifizierten Kategorie des Opfers; mal eher formelhaft, mal einführend; mal eher *en passant* im Zuge eines Narrativs, das einem anderen Leitgedanken folgte, mal als zentraler Ausgangs- und Bezugspunkt des eigenen Schreibens. Insgesamt finden sich dreißig solcher Briefe und E-Mails. Ansonsten herrscht in der Sache der von Wehrmachtsverbrechen Betroffenen: weitgehend Schweigen.

Wenn ich am Radio höre Deutschlandfunk zum Tagesausklang, Mitternacht 12 Uhr, die National-Hymne, das Hitlerlied, den Arm ausgestreckt. Deutschland über alles. Würde gerne hinschreiben, daß das verboten wird, habe keine Adresse.

Die Zeige-Rede-Schweige-Konstellationen der beiden Wehrmachtsausstellungen mag man begrüßen oder bedauern, hinnehmen oder kritisieren. Mir geht es an dieser Stelle weniger um eine normative oder moralische Betrachtungsweise, sondern um eine empirische, mit der ich theoretische Absichten verfolge. Eddie Hartmann und ich haben vor einiger Zeit zwei Phänomene begrifflich zu machen versucht, die wir einerseits als »Sichtbarkeitsbias« der sozialwissenschaftlichen Gewaltforschung, andererseits als »Schweigsamkeit der Gewalt« umrissen haben.²⁶ Während der Ausdruck des Sichtbarkeitsbias in erster Linie meint, dass viele Stränge der Gewaltforschung ihren empirischen und theoretischen Aufmerksamkeitsfokus zu stark auf öffentlich sichtbare, oftmals spektakuläre Phänomene von Gewaltsamkeit richten, charakterisiert die genannte Schweigsamkeit zweierlei. Als eine von Stefan Hirschauer entlehnte Metapher – Hirschauer spricht von einer grundsätzlichen »Schweigsamkeit des Sozialen«²⁷ – bezeichnet sie annäherungsweise das weite Feld, wie im gesellschaftlichen Alltag das Thema Gewalt umgangen wird: als ein Nicht-darüber-sprechen-Wollen, -Können, -Dürfen usw. Zugleich ist mit der »Schweigsamkeit der Gewalt« eine besondere Herausforderung für die (sozialwissenschaftliche) Forschung gemeint, nämlich Phänomene zur Sprache zu bringen, die sich nicht so

26 Eddie Hartmann/Thomas Hoebel, »Die Schweigsamkeit der Gewalt durchbrechen«, in: *WestEnd. Neue Zeitschrift für Sozialforschung* 17 (2020) 1, S. 71–79.

27 Stefan Hirschauer, »Ethnografisches Schreiben und die Schweigsamkeit des Sozialen. Zu einer Methodologie der Beschreibung«, in: *Zeitschrift für Soziologie* 30 (2001) 6, S. 429–451.

ohne Weiteres versprachlichen lassen – ohne allerdings per se »unsagbar« oder »unvorstellbar«²⁸ zu sein.

Recht lapidar, zu lapidar! haben wir dann eine knappe Liste möglicher Gründe formuliert, dass Gewalt schweigsam bleibt – indem sie »sich der Versprachlichung aus methodischen Gründen widersetzt, weil es sich im Verborgenen abspielt und weil Machtbeziehungen Artikulationsmöglichkeiten einschränken oder kulturelle Normen einen Sprechverzicht auferlegen«.²⁹ Das mag alles sein und plausibel klingen. Im besten Fall handelt es sich jedoch erst einmal nur um Hypothesen, um sich mit spezifischen Zeige-Rede-Schweige-Konstellationen zu befassen; spezifisch in dem simmelschen Sinne, dass sich ein »sozialer Kreis«, in dem sich Personen »auf Grund eines Apriori, das dieser Kreis jedem an ihm teilhabenden Bewußtsein auferlegt«,³⁰ mehr oder weniger regelmäßig begegnen, von anderen Kreisen darin unterscheidet, ob und wie Gewaltsamkeiten in ihnen thematisch ist bzw. sein kann.³¹

Wie eine solche Untersuchung aussieht, zeigt Jan Philipp Reemtsma nicht nur in diversen Reden und Aufsätzen,³² sondern insbesondere in seiner Studie *Vertrauen und Gewalt*, die er dem Untertitel nach als »Versuch über eine besondere Konstellation der Moderne« begreift.³³ Es han-

28 Didi-Huberman, *Bilder trotz allem*.

29 Hartmann/Hoebel, *Die Schweigsamkeit der Gewalt durchbrechen*, S. 75.

30 Georg Simmel, *Soziologie. Untersuchungen über die Formen der Vergesellschaftung*, Leipzig 1908, S. 34.

31 Der Gedanke ist folglich, dass das von Familie zu Familie, von Unternehmen zu Unternehmen, von Bistum zu Bistum, von Staat zu Staat unterschiedlich ist, um nur einige Beispiele zu nennen. So hat Friederike Lorenz jüngst in einer vorzüglichen empirischen Studie über stationäre Hilfen erörtert, dass und wie sich Schweigen je nach Konstellation aus Täterinnen, Betroffenen, Mitwissern und institutionell Verantwortlichen unterscheidet; Friederike Lorenz, *Der Vollzug des Schweigens. Konzeptionell legitimierte Gewalt in den stationären Hilfen*, Wiesbaden 2020, S. 74.

32 Siehe nur Jan Philipp Reemtsma, »Die Gewalt spricht nicht. Zum Verhältnis von Macht und Gewalt«, in: ders., *Die Gewalt spricht nicht. Drei Reden*, Stuttgart 2002, S. 7–46; ders., »Die Natur der Gewalt als Problem der Soziologie«, in: *Mittelweg* 36 (2006) 5, S. 2–25; ders., »Gewalt gegen Tiere« – was sagt man, wenn man das sagt?, in: ders., *Helden und andere Probleme. Essays*, Göttingen 2020, S. 205–230.

33 Ders., *Vertrauen und Gewalt. Versuch über eine besondere Konstellation der Moderne*, Hamburg 2008.

delt sich dabei neben einigen anderen thematischen Schwerpunkten auch um eine Studie darüber, dass und wie über Gewalt in der Moderne geschwiegen wird. Hatte Reemtsma Ende der neunziger Jahre noch geltend gemacht, dass Gewalt per se »nicht spricht« und anhand des gemeinsamen Auftritts von Hephaistos, Kratos und Bia in *Der gefesselte Prometheus* beschrieben, dass wir nur verstünden, was Kratos (als Sinnbild für Macht) spreche, wenn wir wüssten, worüber Bia schweige,³⁴ gibt er diese Absolutheit, dass die Gewalt nicht spreche, einige Jahre später auf. Auch in *Vertrauen und Gewalt* erläutert er den Auftritt der drei, nun aber mit einem bedeutenden Zusatz: »Zwar spricht sie [Bia als Sinnbild für Gewalt; T. H.] nicht, aber indem sie sich zeigt, sagt sie dennoch allerlei.«³⁵ Gewalt gilt ihm nun nicht grundsätzlich als »stumm«, wie etwa Hannah Arendt es meint.³⁶ Vielmehr lenkt Reemtsma das Augenmerk auf den »kommunikativen Sinn«,³⁷ den Gewalt in einer bestimmten soziohistorischen Konstellation typischerweise hat. Er begrenzt sein Argument dadurch auf die Moderne und beschreibt, dass sich Gewalt zwar wie überall und seit jeher vor allem durch und an Körpern zeigt,³⁸ sie aber in »jener europäisch-transatlantischen kulturellen Formation, die aus den Krisen des 16. und 17. Jahrhunderts hervorgegangen ist«³⁹ (und somit wie in allen anderen soziohistorischen Formationen) nur durch ein spezifisches Reden und Schweigen gesellschaftlich bedeutsam ist – bzw. ihr eine mögliche Bedeutsamkeit versagt bleibt.

Im Kern entfaltet Reemtsma ein kommunikationstheoretisches, an Niklas Luhmann erinnerndes Argument,⁴⁰ weil er darauf aus ist, dass Gewalt nicht allein vom schieren Antun oder Erleiden her begriffen

34 Ders., »Die Gewalt spricht nicht«, S. 46.

35 Ders., *Vertrauen und Gewalt*, S. 104.

36 Hannah Arendt, *Vita Activa oder Vom tätigen Leben*, München 1996, S. 29.

37 Reemtsma, *Vertrauen und Gewalt*, S. 457.

38 Reemtsmas bekannte Phänomenologie von lozierender, raptiver und autotelischer Gewalt setzt hier an; ders., *Vertrauen und Gewalt*, S. 104–137.

39 Ebenda, S. 9.

40 Luhmann begreift Kommunikation ereignishaft als Verstehen mitgeteilter Information, das sich selbst wiederum als mitgeteilte Information äußert, die auf Verstehen aus ist. Verstehen ist dabei nicht besonders voraussetzungsvoll gedacht, als ein Begreifen Egos des von Alter gemeinten Sinns, sondern sehr basal

werden kann, von der Mitteilung einer Information, an der die drang-salierte, verletzte oder getötete Person erzwungenermaßen mitwirkt, sondern auch daher, wie Dritte sie verstehen. Reemtsma bestimmt den sozialen Sinn gewissermaßen doppelt, da, wie er zuspitzend formuliert, »es einen Dritten braucht, real oder imaginiert, und einen Akteur, der sich auf diesen Dritten, sei er real oder imaginiert, bezieht, damit eine Gewalttat kommunikativen Gehalt bekommt«. ⁴¹ Wie wenig später auch Teresa Koloma Beck ⁴² oder Gesa Lindemann ⁴³ drängt er dazu, den gesellschaftlichen Charakter von Gewalt triadisch zu betrachten. Interessant ist allerdings auch, dass er, anders als Luhmann, den kommunikativen Sinn von (lozierend, raptiv oder autotelisch) ⁴⁴ mitgeteilten Informationen zwar in den Handlungsentwürfen eines Akteurs verortet, der sich an einen konkreten oder vorgestellten Dritten richtet – dass sich diese starke Stellung eines sich gewaltsam mitteilenden Akteurs aber eher verliert, wenn sich Reemtsma mit Konstellationen des Zeigens, Redens und Schweigens von Gewalt befasst, die er als charakteristisch für die Moderne betrachtet. Er dreht die Perspektive nämlich im Verlauf des Textes *en passant* um. So denkt er schließlich nicht primär von einem Akteur aus, der sich durch Gewalttaten auf Dritte bezieht (die terroristische ›Propaganda der Tat‹ wäre ein Beispiel). Vielmehr interessiert er sich dafür, ob und wie Dritte Gewaltsamkeit beobachten und sich dazu äußern – selbst kommunikativ an die mitgeteilte Information anschließen, um es wiederum auf Luhmannianisch zu sagen.

Nicht jede Gewalttat verlange den Dritten, damit sie aber einen sozialen Sinn bekomme, brauche sie ihn, pointiert Reemtsma diese These. ⁴⁵

als Anschlusskommunikation, wie auch immer sie schließlich ausfällt; Luhmann, *Soziale Systeme*, S. 191–241.

41 Reemtsma, *Vertrauen und Gewalt*, S. 470.

42 Teresa Koloma Beck, »The Eye of the Beholder: Violence as a Social Process«, in: *International Journal of Conflict and Violence* 5 (2011) 2, S. 345–356.

43 Gesa Lindemann, »Verfahrensordnungen der Gewalt«, in: *Zeitschrift für Rechtssoziologie* 37 (2017) 1, S. 57–87; dies., »Gewalt als soziologische Kategorie«, in: *Archiv für Rechts- und Sozialphilosophie* 101 (2015) 4, S. 501–512; dies., *Weltzugänge. Die mehrdimensionale Ordnung des Sozialen*, Weilerswist 2014; dies., *Strukturnotwendige Kritik. Theorie der modernen Gesellschaft I*, Weilerswist 2018.

44 Siehe Reemtsma, *Vertrauen und Gewalt*, S. 104–137.

45 Ebenda, S. 470.

Vor allem das ist das »allerlei«, das Bia sagt, wenn sie schweigt.⁴⁶ Reemtsma beschreibt dazu diverse Muster und zeigt, dass Drittenkonstellationen rund um Gewalttaten in der Moderne üblicherweise gewaltavers sind, da sie darüber Aufschluss geben (»Information«), wie Gewalt mehr oder weniger institutionalisiert gedeutet wird: nämlich als »exzentrisch« oder »kriminell« und für alltägliche soziale Begegnungen nicht mehr vorgesehen.⁴⁷

- Reemtsma beginnt mit diesen Mustern bemerkenswerterweise bei der Soziologie »als junge[r] und explizit »moderne[r]« akademische[r] Disziplin«. ⁴⁸ Sie schweige klassischerweise über Gewalt, weil sie über diese nicht als soziales Handeln mit kommunikativem Sinn rede, sondern sie als moralisches oder politisches Problem behandle oder sie gemeinhin auf einen instrumentellen Vorgang reduziere; insbesondere habe sie keinen theoretischen Blick für den Dritten.⁴⁹
- Über die Soziologie hinaus gebe es ein »Verschwinden des Dritten« in der gesellschaftlichen Kommunikation zu Gewalt, das im Grunde ein »Unterschätzen« bis hin zu einem »Verleugnen« ihrer kommunikativen

46 Ebenda, S. 104.

47 Ebenda, S. 183 und S. 473–474.

48 Ebenda, S. 474.

49 Ebenda, S. 458–467 und S. 474f. Reemtsma reitet diese Attacke gegen die Soziologie nicht allein; siehe nur Zygmunt Bauman, »Sociology after the Holocaust«, in: *The British Journal of Sociology* 39 (1988) 4, S. 469–497; Trutz von Trotha, »Zur Soziologie der Gewalt«, in: ders. (Hg.), *Soziologie der Gewalt* [=Sonderheft 37 der Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie], Opladen 1997, S. 9–56; Hans Joas / Wolfgang Knöbl, *Kriegsverdrängung. Ein Problem in der Geschichte der Sozialtheorie*, Frankfurt a. M. 2008; Michaela Christ, »Die Soziologie und das ›Dritte Reich‹. Weshalb Holocaust und Nationalsozialismus in der Soziologie ein Schattendasein führen«, in: *Soziologie* 40 (2011) 4, S. 407–431; Stefan Kühl, »Ein letzter klägliches Versuch der Verdrängung«, in: *Frankfurter Allgemeine Zeitung (FAZ)* vom 8.5.2013, S. N4; Stefan Deißler, »Schlecht recherchierter Skandal«, in: *FAZ* vom 15.5.2013, S. N4. Reemtsmas Fokus auf die fehlende Sensibilität für gewaltbezogene Drittenkonstellationen sticht jedoch heraus, siehe dazu auch Eddie Hartmann, »Die Gewalttheorie Jan Philipp Reemtsmas. Programmatische Impulse für eine Allgemeine Soziologie der Gewalt«, in: *Zeitschrift für Theoretische Soziologie* 8 (2019) 1, S. 76.

ven Seite sei; insbesondere gebe es damit verbunden die Schwierigkeit, die autotelische Dimension von Gewalt zu erkennen und zu begreifen.⁵⁰

- Während insbesondere der moderne Strafprozess (selbst als institutionalisierter Dritter) den autotelischen und kommunikativen Aspekt von Gewalt delegitimiere und andere Dritte ausschließe, ersetze die Opfern zugeschriebene Deutungsautorität »den Dritten, der die Gewalttat sieht und weiß, was sie bedeutet«⁵¹ – und eine schier instrumentelle Deutung und Legitimation von Gewalt verleugne ihre kommunikative Dimension, verbunden mit einer »Ächtung« alles Gewaltsamen, das sich nicht instrumentell deuten lasse.⁵² Alle drei Vorgänge begreift Reemtsma als gesellschaftliche Coping-Strategien, sich mit zuweilen extremer Gewalt zu befassen, ohne dafür von der Vorstellung abrücken zu müssen, der eigene Alltag sei gewaltfrei.⁵³

Unterschätzen, Verleugnen, Delegitimieren, Ausschließen, Ächten: Auffällig ist, dass Reemtsma zahlreiche Zeige-Rede-Schweige-Konstellationen von Gewalt in der Moderne recht aktivisch begreift. Er nutzt ein Vokabular, das ein mitunter engagiertes Arbeiten von Dritten nahelegt, Gewaltsamkeit möglichst aus dem kollektiven Blickfeld zu schieben, sie als etwas Ungesellschaftliches zu behandeln. Auch das Schweigen der Soziologie habe man letztlich als ein »beredtes« zu verstehen, wie Reemtsma schreibt,⁵⁴ als eine »kommunikative Option« vor einem Erwartungshorizont, vor dem es auch möglich gewesen wäre zu reden.⁵⁵ Wie insbesondere Birgitta Nedelmann herausgearbeitet habe,⁵⁶ finde

50 Reemtsma, *Vertrauen und Gewalt*, S. 467–481.

51 Ebenda, S. 493.

52 Reemtsma, »Gewalt gegen Tiere«, S. 211.

53 Ders., *Vertrauen und Gewalt*, S. 481–505.

54 Ebenda, S. 474.

55 Siehe dazu insbesondere Alois Hahn, »Schweigen, Verschweigen, Wegschauen und Verhüllen«, in: Alfred Bellebaum / Robert Hettlage (Hg.), *Unser Alltag ist voll von Gesellschaft*, Wiesbaden 2014, S. 151–174, hier S. 151f.

56 Birgitta Nedelmann, »Gewaltsoziologie am Scheideweg. Die Auseinandersetzungen in der gegenwärtigen und Wege der künftigen Gewaltforschung«, in: Trotha (Hg.), *Soziologie der Gewalt*, S. 59–85, hier S. 72f.

sich ja bereits bei Simmel eine hohe theoretische Sensibilität für empirische Drittenkonstellationen – die allerdings lange nicht so weit gereicht habe, Gewalt »auch dort, wo sie zerstört«, ⁵⁷ als soziales Handeln zu erörtern, das vergesellschaftenden Charakter hat.

Über die zweite Wehrmachtsausstellung habe ich anfänglich geschrieben, dass sie eine »Ausstellung der Bild-Rahmungen« gewesen sei. Diese Metapher scheint mir nun auch recht gut zu passen, um zu umreißen, wie Reemtsma seine Studie über die Gewaltaversion anlegt. Im Kern befasst er sich mit gesellschaftlichen Rahmensetzungen, in deren Folge nur ganz bestimmte und nur wenige Gewaltbilder gesellschaftlich zeigbar und kommunikel sind, während jedoch vieles, insbesondere Autotelisches, aus diesen Rahmungen fällt bzw. keinen passenden Rahmen findet – nicht thematisierbar ist, schweigsam bleibt. Zuspitzend formuliert: Unterschätzen, Verleugnen, Delegitimieren, Ausschließen, Ächten sind, folgt man Reemtsma, solche Rahmensetzungen.

Zugleich macht die Performanz der beiden Wehrmachtsausstellungen darauf aufmerksam, dass diese Rahmen womöglich weniger stabil sind, als Reemtsma es nahelegt. In seiner Untersuchung behandelt er sie weitgehend als verfestigt, stark institutionalisiert, als von Dauer. Sind die beiden Schauen aber nicht ein Beleg dafür, dass sich zumindest einzelne Betrachtungsrahmen episodisch-spektakulär, möglicherweise auch kontinuierlich-unmerklich wandeln? Die Zeige-Rede-Schweige-Konstellationen von Gewalt sind in dieser Perspektive womöglich beweglicher, fragiler, gestaltbarer, als es Reemtsma ungeachtet seiner eigenen Mitwirkung an den Ausstellungen erörtert. Die Wehrmachtsausstellungen weisen hier gewissermaßen über sich hinaus, als ein Modell, an dem sich auch andere mehr oder weniger abrupte Konstellationsverschiebungen studieren lassen – Konstellationen, in denen das Zeigen, Reden und Schweigen über Gewalt seine Relation verändert, wie es seit einigen Jahren vielerorts der Fall ist, denken wir nur an *Black Lives Matter*, *#MeToo* oder sexuellen Missbrauch in den Kirchen. Wie auch im Fall der Wehrmachtsverbrechen wussten und wissen viele von den Gewaltsamkeiten, ohne dass sie lange Zeit thematisch waren bzw. werden konnten. Zugleich sensibilisieren die beiden Ausstellungen für eine Form der Rah-

57 Reemtsma, *Vertrauen und Gewalt*, S. 478.

mensetzung, Gewalt zu zeigen, zu bereden und zu beschweigen, die wir letztlich den von Reemtsma recht aktivisch beschriebenen hinzufügen sollten. Mein Vorschlag ist, sie annäherungsweise *Aufklärung* zu nennen. So öffentlichkeitswirksam, anklagend, historisierend und pädagogisch Projekte wie die zwei Schauen zu den Verbrechen der Wehrmacht auch sind: »zeigen heißt verschweigen«. Weder »Machtbeziehungen« und »kulturelle Normen«⁵⁸ noch Unterschätzen, Verleugnen, Delegitimieren, Ausschließen oder Ächten listen in dieser Perspektive moderne Zeige-Rede-Schweige-Konstellation von Gewalt erschöpfend auf. Die harte Arbeit des Zeigens, um ein mehr oder weniger beredtes und wissendes Schweigen zu durchbrechen, macht schließlich doch vor dem Punkt halt, dass so vieles nicht gezeigt und gesagt werden kann – und viele auch nur über das sprechen, was ihnen gezeigt wird bzw. was sie sehen.

In meinem Ort haben Sie jetzt ein Musée errichtet, diese deutschen Panzer, wo es auch im Ort damals 100 Tote bei der Schlacht gab, Zivilleute und viele Verletzte, sind zur Erinnerung an alles Panzergeschütze zu sehen.

Unter den Zuschriften an die Macherinnen der beiden Wehrmachtsausstellungen findet sich ein Brief, der an Jan Philipp Reemtsma adressiert ist. Georges D. berichtet hier von seiner eigenen Betroffenheit von Wehrmachtsverbrechen. Die Soldaten, die von Strasbourg aus in sein Dorf kommen. Die Mutter, die sich versteckt. Der Vater, den die Soldaten verletzen. Die Wertsachen, die schließlich »verloren« sind. Das ist sperrig formuliert, ungeübt, zornig. Der Autor sieht in der in Saarbrücken stattfindenden Ausstellung ›Vernichtungskrieg. Verbrechen der Wehrmacht 1941–1944‹ jedoch eine Gelegenheit, von seinen Erfahrungen und Empfindungen zu berichten. Er ist der einzige unter fast 900 Schreiben. Der Brief ist ein Solitär. Warum ist er ein Solitär?

Vielleicht kann ich Sie mal einladen, um dies alles zu sehen. Ich könnte noch viel erzählen, für heute halte ich jetzt und ich denke und hoffe auf Sie, daß Sie mir zurück mir schreiben. Viele Grüße aus dem Elsaß – Georges D.

58 Hartmann/Hoebel, »Die Schweigsamkeit der Gewalt durchbrechen«, S. 75.